

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1958

4 (1958)

Danke

4

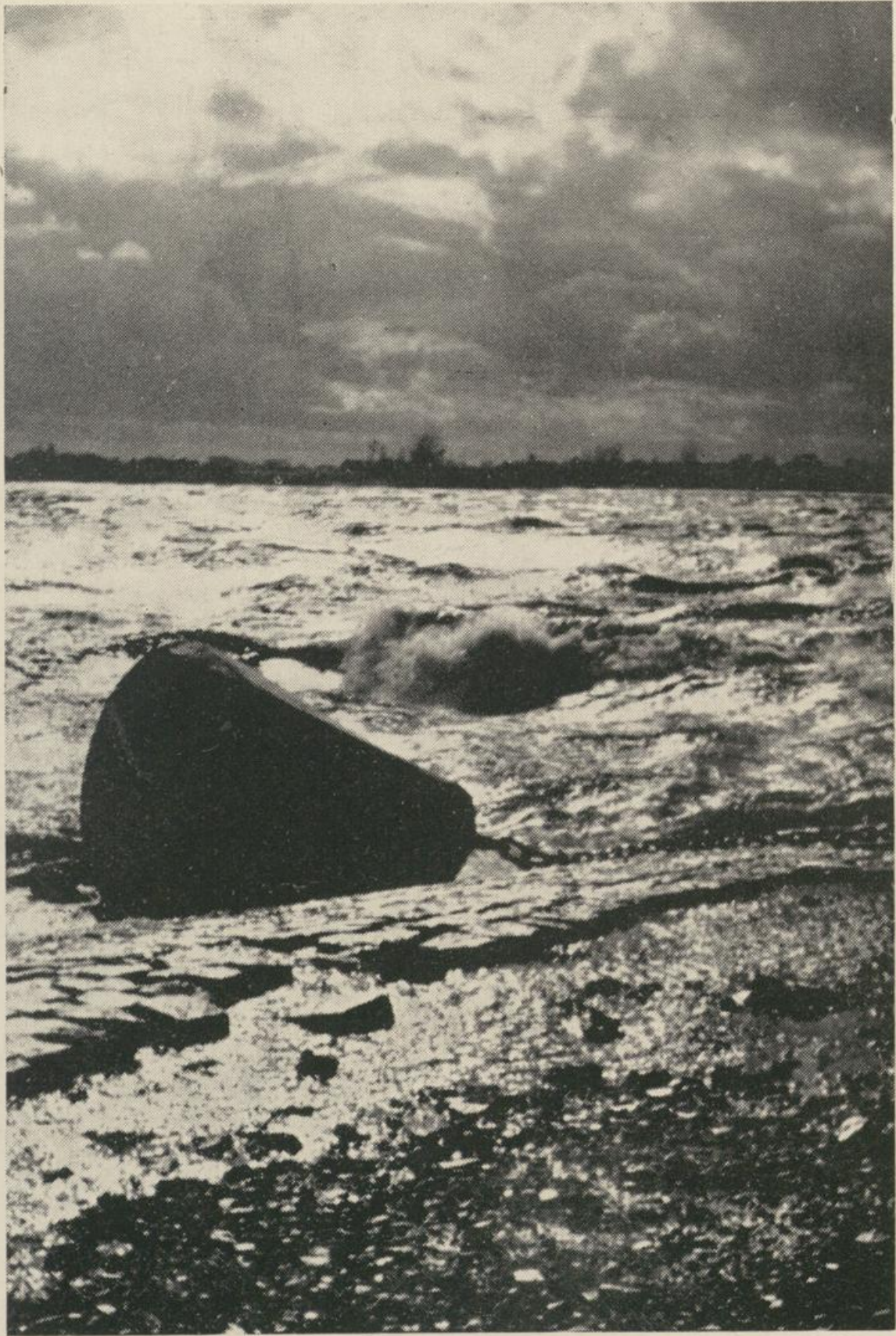
HEIMAT

Conferre



4. JAHRGANG / 1958

Blätter aus der Wignitz



Aufn.: E. Grandke, Wittenberge

Stürmische Elbe

GRUNDAUFGABEN DES DEUTSCHEN KULTURBUNDES

Der Kulturbund hat, getreu seinem Namen und den bei seiner Gründung beschlossenen Leitsätzen, in seiner gesamten bisherigen Tätigkeit zur demokratischen Erneuerung unseres kulturellen und gesellschaftlichen Lebens beigetragen. Die große erzieherische Aufgabe, die sich der Kulturbund in seiner ersten Programmerkklärung im Jahre 1945 stellte, die faschistische Ideologie auf allen Lebens- und Wissensgebieten zu vernichten und für die demokratische Erneuerung unseres Volkes zu wirken, mündet mit dem Voranschreiten der geschichtlichen Entwicklung in die neue nationale Aufgabe, alle seine Kräfte für den Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik einzusetzen. In der Erkenntnis, daß dadurch die demokratische Erneuerung gesichert und fortgeführt wird, daß allein der sozialistische Humanismus der reale Humanismus unseres Jahrhunderts ist, beschließt der V. Bundestag die nachfolgenden Grundaufgaben und gibt der Organisation gleichzeitig den Namen „Deutscher Kulturbund“.

1.

Der Deutsche Kulturbund vereint, unabhängig von Parteizugehörigkeit oder Konfession, die Intelligenz und alle kulturell Interessierten in der Deutschen Demokratischen Republik. Fest verbunden mit der Arbeiterklasse, der führenden Kraft unseres Staates, und mit den werktätigen Bauern arbeitet er für den Aufbau des Sozialismus. Der Kulturbund erblickt im Sozialismus die historisch gesetzmäßige Weiterentwicklung der Menschheit zu einer neuen, höheren Form ihres ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens. Er setzt seine ganze Kraft ein für das Wachsen und Werden der sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik, die in untrennbarer Verbundenheit mit dem weltweiten Lager sozialistischer Staaten unter der Führung der Sowjetunion für einen dauerhaften Frieden und für die Überlegenheit des Sozialismus im friedlichen Wettstreit der Gesellschaftssysteme kämpft.

2.

Der Deutsche Kulturbund sieht seine besondere Aufgabe darin, der Intelligenz zu helfen, sich das theoretische Verständnis des gesamten historischen Prozesses anzueignen, so daß sie befähigt ist, alle ihre Kenntnisse, Bega-

bungen und Kräfte für die Gestaltung der sozialistischen Demokratie einzusetzen. Der Kulturbund wirkt für eine neue Lebensweise: für sozialistische Beziehungen im täglichen Leben aller schaffenden Menschen unserer Republik, für sozialistische Moral und Ethik.

3.

Der Deutsche Kulturbund führt einen freimütigen Meinungs- und Erfahrungsaustausch über die geistigen Fragen unserer Zeit und besonders über alle Probleme, die sich aus dem Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus ergeben. Er setzt sich dabei das Ziel, alle Kreise der Intelligenz von der Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den bürgerlichen Ideologien zu überzeugen, diese Auseinandersetzung zu vertiefen und die Intelligenz dadurch für eine bewußtere Teilnahme am Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaft zu gewinnen. Der Kulturbund fördert die Bestrebungen der Intelligenz, sich mit der Wissenschaft des Sozialismus, dem Marxismus-Leninismus, eingehend vertraut zu machen, ohne deren Kenntnis weder die gesellschaftlichen Zusammenhänge unserer Zeit verständlich noch ihre Probleme lösbar sind. In diesem Geiste setzt sich der Kulturbund, besonders an den Universitäten, Hochschulen und anderen Bildungsstätten, für die Heranbildung einer mit dem Volke verbundenen sozialistischen Intelligenz ein. Er hilft, die freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Intelligenz der älteren Generation und der heranwachsenden jungen Intelligenz zu entwickeln. Er fördert die enge Verbindung der Wissenschaft, der Forschung und der Kunst mit der Praxis unserer Fünfjahrpläne und mit ihren Perspektiven.

4.

Der Deutsche Kulturbund tritt für die Wahrung und Weiterentwicklung aller fortschrittlichen, freiheitlichen und sozialistischen Traditionen unserer nationalen Kultur ein. Er unterstützt mit aller Kraft die Kulturpolitik unseres Arbeiter- und Bauern-Staates, in der die Pflege aller humanistischen und demokratischen Überlieferungen der deutschen Kultur vereint ist, mit dem Kampf für eine sozialistische Kultur. Der Kulturbund arbeitet für eine reiche und vielgestaltige sozialistische Kultur; er bekämpft die kapitalistische Dekadenz in all ihren Erscheinungsformen. In der Literatur und Kunst fördert der Kulturbund besonders das Schaffen nach der schöpferischen Methode des sozialistischen Realismus. Der Kulturbund organisiert die Mitarbeit der Intelligenz an der Erschließung der reichen Schätze unserer Wissenschaft, Literatur und Kunst für alle Werktätigen in Stadt und Land. Er fördert die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und wissenschaftlich interessierten Werktätigen. In den ländlichen Gebieten dient seine Tätigkeit der Durchführung der sozialistischen Kulturrevolution im Dorf.

5.

Der Deutsche Kulturbund arbeitet im Geiste des sozialistischen Patriotismus; er erzieht zur Liebe für unsere Deutsche Demokratische Republik, den ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat in der deutschen Geschichte; er wirkt für ein sozialistisches Staatsbewußtsein. In der Deutschen Demokratischen Republik, in deren gesellschaftlicher Gestaltung die bitteren Lehren aus zwei Weltkriegen gezogen und verwirklicht wurden, sieht der Kulturbund die Grundlage für die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands. Der Kulturbund bekämpft deshalb den deutschen Imperialismus und Militarismus, die in der Bundesrepublik ihre alten antihumanistischen und verderblichen Ziele verfolgen. Dem NATO-Kriegspakt, der die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands verhindert, indem er Westdeutschland in eine Basis des Atom- und Raketenkrieges verwandelt, sagt er den schärfsten Kampf an. Der Kulturbund erblickt in der Bildung einer Konföderation der beiden deutschen Staaten den in der Gegenwart einzig realen Weg zur friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands. Er erstrebt ein Deutschland, in dem — wie in der Deutschen Demokratischen Republik — Imperialismus und Reaktion entmacht sind.

6.

Der Deutsche Kulturbund, getreu seiner Tradition seit 1945, tritt mit aller Entschiedenheit für die Freundschaft zwischen den Völkern ein. Er wendet sich gegen Völkerhaß, Revanche- und Rassenhetze sowie gegen alle fatalistischen Theorien, die den Krieg für unvermeidbar erklären. Er kämpft mit allen friedliebenden Menschen der Welt gegen das Verbrechen der Vorbereitung des Atomkrieges, für die Einbeziehung ganz Deutschlands in eine atomwaffenfreie Zone und für die Teilnahme der beiden deutschen Staaten an einem europäischen System der kollektiven Sicherheit.

7.

Der Deutsche Kulturbund bekennt sich zur unverbrüchlichen Freundschaft unseres Volkes und unserer Republik mit dem Lager sozialistischer Völker und Staaten, das vom ersten, erfahrensten und stärksten sozialistischen Land, der Sowjetunion, geführt wird. Er arbeitet dafür, unser Volk mit der wahrhaft sozialistischen Hilfe, die sie uns bei der Zerschlagung des Faschismus gab und die sie unserer Republik beim Aufbau des Sozialismus ständig erweist, in ihrer ganzen Bedeutung bekanntzumachen. Der Kulturbund vermittelt unserem Volk die schöpferischen Leistungen aller sozialistischen Völker, insbesondere die der Sowjetvölker, deren wachsende wissenschaftliche und technische Überlegenheit die unbegrenzten Möglichkeiten der sozialistischen Kultur offenbart. Der Kulturbund fördert den internationalen Erfahrungs- und Meinungsaustausch der Intelligenz und ihr Wissen über die fortschrittlichen Bewegungen und Geistesleistungen aller Völker der Erde.

8.

Der Deutsche Kulturbund, durchdrungen von dem Bewußtsein der geschichtlichen Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaft und ihrer Kultur, hält es für die patriotische Aufgabe der Intelligenz, alle Deutschen vom Sozialismus als der wahrhaft nationalen Perspektive für ganz Deutschland zu überzeugen. Durch seine tagtägliche Arbeit für die Stärkung der Deutschen Demokratischen Republik trägt der Kulturbund dazu bei, dieses hohe Ziel zu erreichen.

Zur Verwirklichung dieser Grundaufgaben ist jedes Mitglied des Kulturbundes, jeder seiner gesellschaftlichen Verantwortung bewußte Angehörige der Intelligenz aufgerufen!



Aufn.: Ch. Walter, Perleberg

*Die gemeine Kuhschelle
(Pulsatilla vulgaris)*

*Hilf mit, dieses Kleinod der heimatlichen Flora zu erhalten.
Keine Blüte darf abgebrochen werden!*

10 Jahre Arbeitsgemeinschaft Philatelie Wittenberge

Als vor nunmehr bald 120 Jahren (1841) die ersten Briefmarken in England in Gebrauch genommen wurden, stellten sie eigentlich nichts anderes dar als einen Versuch, die bis dahin recht umständliche Berechnung und Erhebung der Postgebühren zu vereinfachen. Niemand konnte damals ahnen, daß sich dieses kleine Papierchen, nachdem es seine erste Bewährungsprobe bestanden hatte, innerhalb weniger Jahre den ganzen Erdball erobern sollte, nicht etwa nur als rein amtlich-nüchternes Wertzeichen, sondern auch als beliebtes Sammelobjekt einer bis zum heutigen Tage ständig wachsenden Zahl von Liebhabern in der ganzen Welt. Vielleicht war es zunächst wirklich nur die ewige Sehnsucht des Menschen nach der Ferne, die die Briefmarke aus einem fremden Land oder aus romantischer Ferne für den Sammler irgendwie zu stillen wußte und sie deshalb sammelwürdig erscheinen ließ. Ganz unbewußt aber ergab sich daraus schon das Streben des Sammlers, möglichst alle Briefmarken der ganzen Welt oder eines Erdteils zusammenzutragen, und man konnte das ja auch, solange ihre Zahl nach einigen Hunderten oder Tausenden zählte. Dennoch hatte aber auch das schon damals seine Schwierigkeiten, und es ergab sich wie von selbst, daß die Sammler untereinander Verbindung suchten, um ihre Schätze gegenseitig auszutauschen und zu vervollständigen. Man begann also, sich in Vereinigungen zusammenzuschließen, fing an, die Marken als Sammelobjekte zu bewerten, findige Geschäftsleute nahmen — ursprünglich selbst Sammler — den Handel mit den so beliebten Sammelobjekten auf, gaben Kataloge heraus, verlegten Sammelalben und die ersten Fachzeitschriften. Immer weiter zog diese Liebhaberei ihre Kreise um den ganzen Erdball, und wenn man schon vor Jahren von der Philatelie als der „volkstümlichsten aller Liebhabereien“ sprach, so können wir sie heute getrost als nicht zu übersehenden Wirtschaftsfaktor und andererseits als eine gewiß nicht unbedeutende Kulturarbeit bezeichnen.

Längst sind die Zeiten vergangen, in denen man den Briefmarkensammler ganz allgemein noch als schnurrigen Sonderling und seine Liebhaberei als bloße Kinderei ansah, über die man allenfalls nur mitleidig lächeln konnte! Darüber ist die Zeit hinweggegangen, die Entwicklung, die auch den ursprünglichen Sinn der Briefmarke, lediglich eine Postgebührenquittung zu sein, so weitgehend veränderte, daß sie zu dem wurde, was sie heute ist: Ein Zeitdokument, das getreue Spiegelbild des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens des jeweiligen Herausgeberstaates. Waren es früher, entsprechend dem amtlich-sachlichen Zweck der Marke, die Wertziffer, das Staatswappen oder allenfalls noch das Konterfei des

Staatsoberhauptes, die das Markenbild ausmachten, so traten mit der Veränderung des ideellen und materiellen Weltbildes in den letzten Jahrzehnten andere Symbole an ihre Stelle. Die Briefmarke diente, mit Zuschlägen versehen, Zwecken der Wohlfahrt, sie wurde Werbe- und Propagandamittel für Großveranstaltungen aller Art, schöne Landschaftsbilder tauchten auf ihr auf und warben so für den Reiseverkehr, Technik, Kunst und Wissenschaft hielten auf dem Markenbild ihren Einzug, dazu gesellte sich schließlich die Darstellung aus dem Zeitgeschehen, so daß es heute kaum noch ein Gebiet menschlichen Wissens und menschlicher Entwicklung gibt, das nicht irgendwie, irgendwo und irgendwann seinen Niederschlag auf einer Briefmarke gefunden hätte. Daß sich dabei die technische und künstlerische Ausführung des Markenbildes vom grobschlächtigen Einfarbendruck über viele Zwischenstationen hinweg bis zum prächtigen Mehrfarbendruck unserer Tage entwickelte und viele Marken zu kleinen Kunstwerken wurden, soll nicht nur am Rande vermerkt werden. Es ist bei dieser Entwicklung nur natürlich, daß mit der inneren und äußeren Veränderung der Briefmarke auch eine Veränderung der Ziele einherging, die sich die Sammler für ihre Beschäftigung mit den Marken stellten. Das ursprüngliche Ziel, möglichst die Marken der ganzen Welt oder eines großen Teiles davon zusammenzutragen, wurde gar bald durch die ständig wachsende Zahl der neuen Marken erstickt. Man suchte neue Wege und fand sie. Man fing also an, sich auf bestimmte Gebiete zu spezialisieren. Man entdeckte hier und dort auf Marken Druckfehler und Abweichungen vom Normalen, machte sie zu begehrten Raritäten von großem Wert, machte so Fälscher munter und rief die Spekulanten auf den Plan. Andererseits aber bildete sich dabei etwas anderes heraus, nämlich die forschende Tätigkeit des Sammlers, die zu einer Wissenschaft für sich wurde und in der noch heute gültigen und üblichen Bezeichnung „Philatelie“ alles das umfaßt, was es an ernsthafter Beschäftigung mit der Briefmarke überhaupt geben kann: Sicher bildet auch noch heute eine möglichst vollständige Sammlung der Briefmarken eines oder mehrerer Länder das Ideal vieler Sammler, und dagegen ist auch nichts einzuwenden. Immer größer aber wird die Zahl derer, die die Philatelie von anderen Gesichtspunkten aus betreiben, und wenn wir heute Werbeschauen und Ausstellungen besuchen, so sind wir oft überrascht von der Mannigfaltigkeit, in der sich uns die ausgestellten Objekte als Spezial-, Forschungs-, Länder-, Motiv- und Dokumentar-Sammlungen präsentieren. Besonders erfreulich dabei ist, daß gerade die Motiv- und Dokumentar-Sammlungen zunehmend ins Auge fallen und hervortreten, weil sie zeitnah und auch für den Laien ansprechend sind. Was aber für den einzelnen Sammler galt, fand natürlich auch entsprechend in den Sammler-Vereinen seinen Niederschlag. Sicher wurden auch früher schon auf den Sitzungen der Vereine hier und dort Vorträge gehalten; sie ließen aber immer das Zeitgeschehen außer acht,

bezogen sich meistens ausschließlich auf die Ergebnisse von Forschungsarbeiten fachlicher Art, stellten immer nur den finanziellen Wert der Sammelobjekte in den Vordergrund und machten die Philatelie so mehr oder weniger bewußt zu einer Angelegenheit derjenigen, die sich eben solche Liebhaberei leisten konnten. Es blieb erst der jüngeren Zeit vorbehalten, hier einen grundsätzlichen Wandel zu schaffen, namentlich der Zeit nach dem sozialen Umbruch, der sich 1945 in einem großen Teil der Welt vollzog und seine Auswirkungen in der einen oder anderen Form zunehmend noch heute in die zur Zeit noch im kapitalistischen Machtbereich verbliebenen Länder ausstrahlt. Nicht mehr der finanzielle Wert einer Sammlung ist grundsätzlich maßgebend, sondern der ideelle Inhalt des Sammelobjekts erobert sich mehr und mehr den Vorrang! Natürlich hat die inzwischen eingetretene innere und äußere Wesensänderung der Briefmarke selbst zu dieser Entwicklung beigetragen, aber diese Wesensänderung ist doch letztlich eine Folge des politischen und wirtschaftlichen Weltgeschehens. Man kann aber andererseits den Sammlervereinen unserer Tage das Verdienst nicht absprechen, gerade in dieser Richtung ihren ganzen Einfluß geltend gemacht und die Auffassung von der Philatelie bei der Allgemeinheit ebenso wie bei den Sammlern grundlegend verändert zu haben. Diese Anerkennung gilt ganz besonders der Arbeit unserer Arbeitsgemeinschaften, die als dem Deutschen Kulturbund angeschlossene Organisation bewußt die Verbindung der Philatelie zum Zeitgeschehen betonen und in den Dienst völkerverbindender Friedensarbeit stellen. Daß das der richtige Weg ist, der auch der Philatelie zur wirklichen Volkstümlichkeit verhilft, beweist die ständig steigende Zahl der in den Arbeitsgemeinschaften organisierten Sammler jeden Alters und aller Berufe, die in der Gemeinschaft nicht nur die Tauschmöglichkeit sehen, sondern die der Fortbildung, des Erfahrungsaustausches und einer zielbewußten und sinnvollen Kulturarbeit, die jedem außerdem das bringt, was er nach des Tages Müh und Last braucht:

Freude — Entspannung — Erholung.

Wenn dieser Betrachtung der Titel „10 Jahre Arbeitsgemeinschaft Philatelie Wittenberge“ vorangestellt wurde, so bedeutet das keineswegs, daß es etwa erst seit dieser Zeit Briefmarkensammler in Wittenberge gibt. Das Briefmarkensammeln ist auch hier eigentlich so alt wie die Briefmarke selbst, ja, Wittenberge hat der Welt sogar einen international anerkannten Experten auf diesem Gebiet geliefert: Carl Lindenberg. Der „Altmeister der Philatelie“, wie Lindenberg noch heute in Fachkreisen genannt wird, wurde am 1. Mai 1850 in Wittenberge geboren. Der spätere „Wirkliche geheime Justizrat und Oberlandesgerichtspräsident“ war der deutsche Briefmarkenforscher von Format, auf den alle ernsthaften Philatelisten noch heute überall stoßen, wenn sie sich mit einer größeren Sache aus früheren Zeiten befassen. Das größte Verdienst Lindenberg aber ist

neben der Herausgabe vieler Forschungsarbeiten über die Briefmarken der früheren deutschen Kleinstaaten der Aufbau der Postwertzeichensammlungen des für alle Welt vorbildlich gewesenen früheren Reichspostmuseums, dessen langjähriger Sachverständigen-Beirat und späterer alleiniger Kurator er war. Zu seiner Ehrung stiftete übrigens der „Berliner Philatelisten-Club“ im Jahre 1905 die „Lindenberg-Medaille für hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Philatelie“, die bis zum Jahre 1943 nur dreißigmal an hervorragende Philatelisten in aller Welt verliehen wurde.

Den ersten Briefmarkensammler-Verein aber gab es in Wittenberge erst, als Lindenberg seine Vaterstadt schon längst verlassen hatte und in Berlin zu Ehre und Ansehen gekommen war. Am 10. Dezember 1904 erst wurde in Wittenberge der erste Sammler-Verein gegründet. Das Protokoll über die Gründungsversammlung beginnt mit folgenden Worten: „Die Unterzeichneten hatten sich heute in der Glöse'schen Wohnung zusammengefunden, um über die Gründung eines Briefmarkensammler-Vereins zu beraten und zu beschließen . . .“ Drei Freunde waren es zunächst nur, nämlich Glöse, Hamann und Niemeier, die hier die Pionierarbeit aufnahmen, aber schon in der nächsten Versammlung, am 11. Januar 1905, waren es bereits 11 Sammler, die sich zusammenfanden, dem Verein den Namen „Verein für Briefmarkenkunde“ gaben, ein „Statut“ aufstellten und bald darauf auch für das „e. V.“ hinter dem Vereinsnamen sorgten. Es ist natürlich recht interessant und aufschlußreich, in den zum großen Teil noch vorhandenen Sitzungsprotokollen und Akten dieses Vereins zu blättern, der mit einer Mitgliederzahl von etwa 15 bis 20 seine Tätigkeit auch über den ersten Weltkrieg hinaus bis ins „tausendjährige Reich“ hinein fortführte und dann, wie alle anderen Organisationen auch, der „Gleichschaltung“ anheimfiel. Aufschlußreich sind die Protokolle, und sie bestätigen das, was im ersten Teil dieser Betrachtung über die Philatelie „von einst“ gesagt wurde. Es waren fast nur gutsituierte Bürger wie Ärzte, höhere städtische Beamte, wohlhabende Geschäftsleute, Lehrer usw. mit noch heute in Wittenberge nicht unbekannt Namen, die sich im Verein zusammenfanden, aber man findet bis in die letzte Zeit der Existenz des Vereins kaum jemand, den man als „Werk tätigen“ in unserem Sinne ansehen könnte. Im übrigen wurde auch über jeden Aufnahmeantrag — ein solcher mußte in jedem Falle schriftlich gestellt werden — schriftlich abgestimmt, offenbar, weil man sich eben doch nicht mit jedermann gemein machen wollte. Man kann aber trotz allem den Mitgliedern dieses entsprechend der damaligen Gesellschaftsordnung geleiteten Vereins die Ehre nicht absprechen, in Wittenberge philatelistische Pionierarbeit geleistet zu haben, die schließlich, wenn auch erst spät, noch Früchte trug, als die Philatelie schon weiteren Kreisen zugänglich wurde. Daß man im Nazi-Reich die gleichgeschalteten und in die „Organisation KdF“ eingegliederten

„Sammler-Gemeinschaften“ auch in die Schablone „08-15“ hineinzupressen versuchte, das versteht sich eigentlich von selbst. Wenn die Wittenberger Gemeinschaft trotzdem unbeirrt ihren eigenen Idealen nachging und für eine Verbreiterung der philatelistischen Arbeit sorgte, so mag ihr das noch heute hoch angerechnet werden. Hatten aber schon die bunten Reklamemarken der Nazi-Ideologie manchen Unbefangenen in ihren Bann gezogen, so sorgte die Vielzahl der mehr oder weniger provisorischen deutschen Briefmarken in den ersten Wirren der Zeit nach dem Zusammenbruch noch mehr für das Anwachsen der Sammlerzahl. Aber es waren gar viele darunter, die sich nicht etwa aus Liebe zur Sache, sondern aus rein spekulativen Erwägungen heraus der Philatelie verschrieben, um früher oder später wieder abzufallen.

Man kann aber geruhig die Mehrzahl der 33 Freunde der Briefmarke, die sich am 26. März des Jahres 1948 — es war der Karfreitag — in der Gaststätte „Zur Eiche“ in Wittenberge zusammenfanden, als die wirklich „Unentwegten“ bezeichnen, denn sie setzten ihren Wunsch, wieder in einer Gemeinschaft ihren Idealen nachgehen zu können, an diesem Tage durch die Gründung des „Briefmarkensammler-Vereins Wittenberge“ in die Tat um. Nicht nur erfahrene Sammler waren es, die schon den früheren Vereinen angehört hatten, sondern auch Anfänger der Philatelie, dazu aus allen Berufsschichten und Altersgruppen. Aber es gab zunächst noch allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, die den Zeitläuften entsprangen. So war es z. B. ein Problem, die richtigen Männer für eine zielbewußte und zeitgemäße Leitung zu finden, denn diejenigen, die wohl fachlich solche Funktionen hätten übernehmen können, waren durch Krankheit, politische Belastung und andere Umstände daran behindert. So blieb die Leitung zunächst irgendwie provisorisch, wechselte wiederholt, und es haperte noch hier und dort. Dieser und jener zog sich wieder zurück, sei es, weil sich ihm die Liebe zur Briefmarke als Strohfeuer erwies oder weil sich seine Spekulationsabsichten eben als Fehlspekulationen zeigten. Eine feste Linie bekam die Sache mit dem Verein erst, als im November 1948 die Freunde Zacher, Mertens, Tesch und Friedrich die Leitung übernahmen und sich Freund Strauß bereit erklärte, die Jugendgruppe anzuleiten. Aber die begonnene, zielstrebige Arbeit erlitt noch einmal einen Rückschlag, als die damalige Deutsche Wirtschaftskommission, das höchste Organ der damaligen Sowjetischen Besatzungszone, das Weiterbestehen der Philatelistenvereine nicht mehr gestattete. Gleichzeitig wurde dem Kulturbund empfohlen, den Ausbau der Arbeitsgemeinschaft Philatelie zu verstärken. Da eine geschlossene Übernahme des Vereins als solchem in den Kulturbund nicht möglich war, beschloß die Mitgliederversammlung am 17. Mai 1949 die offizielle Auflösung des Vereins. Die bisherigen Mitglieder aber standen dem Einzeleintritt in den Kulturbund sehr skeptisch gegenüber. Es wurden Zusammenkünfte und Besprechungen der Sammler

untereinander und mit den örtlichen Vertretern des Kulturbundes organisiert, die schließlich damit zum Erfolg führten, daß in einer Zusammenkunft am 12. August 1949 siebzehn Mitglieder des früheren Vereins ihren Beitritt zum Kulturbund erklärten und die „Sektion Philatelie Wittenberge“ innerhalb des Kulturbundes gründeten. Die Leitung übernahmen die Freunde Zacher, Mertens, Schröder und Gorgas, der aber nach kurzer Zeit wieder ausschied und durch Freund Tesch ersetzt wurde. Fortan setzte wieder ein eifriges und regelmäßiges Arbeiten ein, das sich zwar nach neuen Richtlinien orientierte, aber damit gute Erfolge erzielte, wie sich sehr bald zeigte. Den ersten erwähnenswerten Höhepunkt konnte die noch kleine Sektion bereits mit einer am 30. Oktober 1949 — dem Tag der Briefmarke — im Puschkin-Haus durchgeführten Werbeschau verzeichnen, die eine für die Verhältnisse stattliche Besucherzahl von 160 Personen aufwies, ein Ansteigen der Mitgliederzahl auf 27 zur Folge hatte und so den mühevollen und uneigennütigen Einsatz der Sektionsleitung belohnte. Regelmäßige Arbeitsabende und Zusammenkünfte, der Aufbau einer Jugendgruppe durch Freund Burkhardt, die Einrichtung eines Auswahl- und Neuheitendienstes unter Freund Krull und andere Maßnahmen kennzeichnen die Arbeit in der Folgezeit, die mit einer weiteren am 29. Oktober 1950 — wiederum am Tag der Briefmarke — im FDGB-Haus veranstalteten Werbeschau einen neuen Höhepunkt erreichte. Die Ausstellung selbst dokumentierte trotz der nicht ausreichenden Räumlichkeiten und des Fehlens geeigneter Ausstellungsgeräte eine erhebliche Verbesserung gegenüber dem Vorjahr. Inzwischen stieg die Mitgliederzahl auf über 30 an, ein Schaukasten erweiterte die Werbung nach außen, aber ein wiederholter Wechsel des Versammlungslokals war einer planmäßigen Arbeit oft recht hinderlich. Dennoch spricht aus allen Versammlungsprotokollen dieser Zeit das unverkennbare Streben der Sektion, die Arbeit weiter zu verbessern und zeitnah zu gestalten. Das gilt ganz besonders für die Jahre 1953/54, in dem das Vortragswesen sowohl in fachlicher Hinsicht als auch in Verbindung mit dem Zeitgeschehen seinen ersten Aufbau erlebte und so die Arbeitsabende interessanter und abwechslungsreicher werden ließ. Die Erfolge dieses Zeitabschnitts dokumentierte die am 14. und 15. Mai 1955 durchgeführte Werbeschau, die in Gemeinschaft mit den Foto- und Aquarien-Freunden erstmalig in dieser Form im Bezirk abgewickelt wurde. Der schöne Wittenberger Rathaussaal gab der Schau einen würdigen Rahmen, den schönsten, den man sich für eine solche Kulturveranstaltung wünschen konnte. Auf mehr als 500 Albumblättern zeigte sich hier ganz offen die Wandlung, die die Philatelie vom rein sachlich-schematischen Aneinanderreihen der Marken bis zur sinnvollen Betrachtung des Markeninhalts in Verbindung mit dem Zeitgeschehen und den Tagesfragen inzwischen erfahren hatte. Die allseitige Anerkennung der auch aus der näheren und weiteren Umgebung erschienenen mehr als 600 Besucher, die

positiven Berichte der bezirklichen Tagespresse und der Umstand, daß die Bezirkskommission Philatelie aus Anlaß der Schau ihre Tagung in Wittenberge abhielt, zeigten, daß die Veranstaltung eine weit über den Durchschnitt und den örtlichen Rahmen hinausgehende Bedeutung hatte und die Wittenberger Philatelisten auf dem richtigen Wege waren. Den Weg aber, den die weitere Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft in der Folgezeit nahm, mögen folgende Zahlen erläutern:

	1954	1955	1956	1957
Mitgliederzahlen am Jahresschluß:	37	53	69	72
Zusammensetzung des Mitgliederkreises:				
a) nach Altersstufen				
17—20 Jahre	3	5	5	7
21—30 Jahre	3	7	10	10
31—40 Jahre	7	11	16	17
41—50 Jahre	9	10	12	12
51—60 Jahre	8	7	10	12
61—70 Jahre	6	10	13	11
über 70 Jahre	1	3	3	3
b) nach Berufsgruppen:				
Handarbeiter	6	7	10	12
Techn. Angestellte	7	11	14	14
Kaufm. u. Verw.-Angestellte	14	19	25	22
Selbst. Gewerbetreibende	2	6	8	9
Freie Berufe (Ärzte usw.)	3	3	4	5
Rentner	5	7	7	7
Sonstige (Hausfrauen usw.)	—	—	1	3
Veranstaltungen:				
Regelmäßige Arbeitsabende	19	22	21	19
Besuch dieser Abende im Verhältnis zur Mitgliederzahl (in Prozent)	51	60	73	74
Gesellschaftliche Zusammenkünfte	1	1	2	1
Werbeschauen	—	1	—	—
Vortragswesen:				
Fachvorträge ohne Lichtbilder	4	8	8	9
Fachvorträge mit schwarz-weiß-Lichtbildern	—	1	2	3
Fachvorträge mit Farblichtbildern	—	—	3	1
Heimatkundliche Vorträge „Schöne deutsche Heimat“ mit Farblichtbildern	—	1	1	1
Vorträge zum Tagesgeschehen	1	1	2	2

(Schüler- und Jugendgruppe sind in diesen Zahlen nicht enthalten)

Sachlich-nüchtern sind diese Zahlenreihen, aber sie zeigen mehr als viele Worte die ständige Aufwärtsentwicklung der Arbeitsgemeinschaft. Sie zeigen auch, daß diese Gruppe zu einer wirklichen Gemeinschaft geworden ist, die in zielbewußtem Streben aus der Philatelie weit mehr gemacht hat als eine bloße Liebhaberei: nämlich eine, wenn auch nur stille, aber ernste und zeitnahe Kulturarbeit im Dienste eines völkerverbindenden

Friedens. Wenn die Arbeitsgemeinschaft Wittenberge schon seit einigen Jahren als die rührigste im Bezirk und als eine der besten in der DDR gilt, so ist das ohne Frage einer unendlich mühevollen Kleinarbeit des seit Jahren in der gleichen Zusammensetzung tätigen Leitungskollektivs zu danken, die auch die Popularisierung der philatelistischen Arbeit durch einen stets vorbildlich und zeitnah gestalteten Schaukasten, die Ausgestaltung wirkungsvoller Werbe-Schaufenster und die Erarbeitung von Vortrags- und Lichtbildreihen einschließt.

Eines Mannes aber muß noch gedacht werden, wenn man den Werdegang der Arbeitsgemeinschaft Wittenberge betrachten will: Bernhard Karselt. Er war es, der, wegen eines schweren Leidens an der aktiven Ausübung einer leitenden Funktion gehindert, als alter Philatelist der Arbeit der Gemeinschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens das neue Gedankengut vermittelte und den Weg zur Zeitnähe wies. Die Arbeitsgemeinschaft Wittenberge gedenkt anlässlich ihres Jubiläums des im September 1954 Verstorbenen gern und in Dankbarkeit!

Den beschrittenen Weg weiterzugehen und der friedlichen und völkerverbindenden Philatelie neue Freunde, insbesondere unter den Werk-tätigen und der Jugend, zu gewinnen, das ist die kurz umrissene Aufgabenstellung der Arbeitsgemeinschaft für das Jahr 1958. Mögen ihr weitere, noch schönere Erfolge beschieden sein!

ERNST STADTKUS, REHFELD

BUNTE OSTEREIER

Lieber Osterhase, kommst Du früh vorbei,
leg' in unsern Garten auch ein buntes Ei.
In der Fliederhecke — unterm Rosenstrauch —
zwischen den Narzissen und den Primeln auch.

Hast Du keine Farben, nimm von Veilchen Blau,
Grün vom jungen Grase, dazu Morgentau.
Von den Frühlingsblumen hinterm Gartenzaun
laß Dir Farbe schenken — Gelb und Rot und Braun.

Scheint die Ostersonne warm auf Feld und Haus,
nehmen wir die Eier — ziehn zum Wald hinaus.
Rote, grüne, blaue, bunte; klein und groß
trudeln Ostereier übers weiche Moos. —



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

Noch raschelt das Laub unter den Füßen, doch überall regt sich neues Leben

ERNST STADTKUS, REHFELD

Das Sprüchei

Alt, sehr alt ist die schöne Sitte des Eierfärbens zur Osterzeit. Niemand weiß recht, wie sie entstanden und wo sie zuerst gepflegt wurde. Es liegt ein schöner, tiefer Sinn in diesem alten Volksbrauch, und die Erklärung, die meine Mutter mir gab, daß die Menschen mit den Farben den kalten, weißen Schnee verbannen und dafür die bunten Frühlingsblumen herbeirufen wollten, war für mich als Kind durchaus glaubhaft. Auch heute, wo wir nach dem Sinn alter Volksbräuche forschen, ist diese Erklärung wohl kaum von der Hand zu weisen. Alle echte Volkskunst ist aus schlichter handwerklicher Tätigkeit entstanden, indem geschickte Menschen, die Schönheitssinn und Freude am eigenen Schaffen hatten, den toten Dingen Gestalt, Form und Inhalt gaben. Auch bei den Ostereiern war es so. Bald fanden sich Menschen, denen die eintönigen Farben nicht genügten. Sie polierten die Eierschale und verzierten sie mit Ornamenten und Sprüchen. Auch mein Onkel Fritz war einer von denen, die die alte Volkskunst weiterpfl egten und unter deren Händen das einfachste Ding zum Kunstwerk werden kann. Auch er polierte die Eier dunkelbraun und verzierte

sie mit mannigfaltigen Ornamenten. Einmal, ich war noch ein sehr kleiner Junge, schenkte er mir ein solches Ei zum Osterfest. Es war reich verziert und trug den gleichsam verpflichtenden Spruch: „Aus Lieb' und Treu schenk ich dir dieses Ei — zerbrichts du dieses Ei, ist unsere Lieb' vorbei.“ Meine Freude über dieses Geschenk war groß, und ich versprach, es gut zu behüten. Zuhause stand es nun jahraus jahrein auf dem Wandbrett als ein echtes Schmuckstück unseres Stübchens. Zu den Osterfesten tat es unsere Mutter zu den grünen, roten und blauen ins Moosnest. Von allen war es mir immer das liebste. Danach stand es wieder auf seinem Ehrenplatz bis zum nächsten Osterfest. Doch an einem Ostertag, im ersten Weltkrieg war es, bat ich meine Mutter, es mit in den Wald nehmen zu dürfen. Ich wollte es meinen Schulkameraden zeigen und ein wenig damit prahlen. Die Mutter wollte anfangs nicht, doch auf mein wiederholtes Bitten willigte sie schließlich ein. Nur wenige gefärbte Eier hatte mir der Osterhase in diesem Kriegsnotjahr ins Nest gelegt. Die zwei, die ich zum Eiertrudeln mitgenommen hatte, waren bald zerschellt und aufgegessen. Mit dem Spruchei durfte ich nicht trudeln, die Mutter hatte es verboten, und mir selbst war es auch zu schade. Um mich weiterhin am fröhlichen Eiertrudeln beteiligen zu können, erbat ich von einem der Spielgefährten ein gefärbtes Ei und gab dafür als Pfand mein schön poliertes mit dem orakelhaften Spruch. Mein Spielgefährte mochte wohl weniger Sinn für den Wert des bunten Eies haben, er versuchte auch damit zu trudeln. Es rollte gegen einen Ast, der da im Moose lag, und zerbrach. Mein Jammer war groß. Weinend sammelte ich die Schalenstücke zusammen und schlich bedrückt nach Hause. Die Eltern waren sehr böse und zankten mich hart aus. Doch das schien mir nicht das Schlimmste. Das Schuldgefühl in meinem Inneren gegenüber dem guten, alten Onkel Fritz und der Vorwurf des gebrochenen Versprechens waren für mich weit schmerzlicher. Was würde Onkel Fritz sagen, wenn er von meiner Missetat erfahren würde? Gefreut hat er sich jedenfalls nicht über meine Dummheit. Aber das Orakel von „der zerbrochenen Liebe“ hatte auch nicht recht. Ich hatte den Onkel durch diesen Vorfall, und weil er mich deswegen nicht mit Scheltworten überhäufte, nur noch lieber gewonnen. Er aber hat mir, weil ich ehrliche Reue empfand, wohl auch verziehen und vergeben. Wir sind weiterhin gute Freunde geblieben, trotz des zerbrochenen Ostereies.

Viele Jahre sind darüber verstrichen. Mein guter und kunstfertiger Onkel Fritz ist lange tot. Doch auch heute noch fühle ich, wenn ich an das Spruchei denke, eine leise Beschämung. Beschämung darüber, daß ich nicht genügend Achtung vor der mühevollen und doch so freudespendenden Arbeit eines lieben Menschen hatte. Achtung vor der Arbeit unserer Mitmenschen, ob sie nun mehr oder weniger wertvoll erscheint, ist auch heute die Tugend, die wir oft in unserem Benehmen den Gebrauchs- und Kulturgütern gegenüber so schmerzlich vermissen.

Saat des Sturmes

Ein Heimatspiel in 10 Bildern von Will Anders

Ort der Handlung: Kyritz

Fortsetzung

Das erste Zusammentreffen des Wachtmeisters Fischer mit dem Bürgermeister Schrader fand in dessen Wohnung statt. Der Verfasser verlegt es in das Büro, um auch das Zusammentreffen mit Hirsch darstellen zu können.

Oft wird gefragt, ob die Husaren Freischärler oder Plünderer waren. Das ist auch damals den Kyritzern nicht klar geworden. Fest steht, daß der vorgezeigte Befehl zur Beschlagnahme der Uniformen gefälscht war. In diesem Befehl wird Schill als Oberstleutnant bezeichnet, er war aber im März 1807 noch Rittmeister, wurde im Herbst Major und ist als Major gefallen. Er wird daher auch im Stück als Major bezeichnet. Die Wegnahme des Geldes geschah offensichtlich, um die Truppe weiterhin verpflegen zu können. Die Uniformstücke (Collets und Chemisets) waren für private Zwecke unbrauchbar. Die Flucht ging nach Mecklenburg. Das deutet doch darauf hin, daß Fischer, der aus Havelberg war, nicht nach Hause wollte, sondern Anschluß an andere preußische Soldaten suchte. Major Schill hat allerdings das beschlagnahmte Geld nie erhalten.

Die Aussprache des Cervus (Hirsch) mit dem — erfundenen — v. Bärwald dient dem Verfasser dazu, den Standpunkt eines am Kriege verdienenden Heereslieferanten zu zeigen.

Auch Belitz erscheint in dieser Szene. Wahrscheinlich war er es, der das Versteck des dem Cervus gehörenden Geldes an Fischer verraten hat. Der Verfasser will zeigen, wie der von Bärwald dem alten Soldaten Belitz eingegebene Gedanke: „Kriegskasse wegnehmen“ in dessen Kopf Gestalt annimmt. Er sagt, Cervus könne doch bei Kersten wohnen und bereitet damit die späteren Ereignisse vor.

3. B I L D

Büro des Stadtkämmerers Schulze. Dieser zählt Geld, das ihm der vor ihm stehende alte Bediente des Kaufmanns Kersten zur Begleichung einer Steuerrechnung gebracht hat.

- Schulze: 40 — 42 — 44 — 46 — 48 — 50 —
Belitz: Das schöne Geld, das geht nun alles für die Steuern dahin. Herr Kersten könnte's besser brauchen.
Schulze: Ja, Belitz, die Stadt Kyritz auch. 74 — 76 — 78 — 80 — 82 Taler. Es stimmt, Belitz.
Belitz: Das kriegt nun all' der Amperör, der Napoleum.

- Schulze: Reden wir nicht darüber, Belitz.
- Belitz: Der macht woll die Kriege bloß, um andern Leuten ihr Hab und Gut wegzunehmen.
- Schulze: Belitz, er ist doch ein alter Husar und hat die Campagne anno 92 mitgemacht.
- Belitz: Jawoll, bei Regiment von Göcking, Leib-Eskadron, III. Beritt.
- Schulze: . . . und was er gegessen und getrunken hat und was er zerschlagen und zertreten hat und den Hafer für sein Pferd, das hat alles die Bürgerschaft bezahlen müssen in den Städten, in denen er einquartieret war.
- Belitz: Das war ihre Strafe, weil sie unsern König kujonieret hatten.
- Schulze: Jetzt sind die Franzosen mal bei uns, jetzt sieht das anders aus. Ich will ihm mal sagen, was die 11 Generäle und 700 Offiziere und 10 000 Mann mit ihren Pferden im vorigen Herbst das arme Kyritz gekostet haben: 21 000 Taler!
- Belitz: Potz Bomben, die Hundsfötter!
- Schulze: . . . und das ist erst der Anfang, Belitz. Wir werden arm wie die Kirchenmäuse, das kann er mir glauben, Belitz. Wenn einem man der liebe Gott vor Schaden an Leib und Leben bewahrt, dann will man schon dankbar sein, was Belitz?
- Belitz: Wenn ich man noch 30 Jahr jünger wär, ich würde . . .
- Schulze: Belitz, er hätte Preußen auch nicht gerettet.
- Belitz: Wenn doch der Napoleum mal nach Kyritz möchte kommen. Ich haute ihm übern Dassel, daß er tot bliebe.
- Schulze: Um Himmels Willen, Belitz, wünsch er uns das nicht. Uns genügen schon seine Soldaten und was sich sonst in seinem Namen füttern läßt und vergnügen.
(*Der Aufkäufer der französischen Armee, H. J. Cervus aus Berlin, kommt eilig herein*)
- Cervus: (*sehr erregt*) Herr Bürgermeister, ich will mich beschweren. Dieses Kyritz ist ein mieses Nest, und die Bürger sind sehr unfreundlich, was sage ich, unfreundlich, frech sind sie, unverschämt sind sie, impertinent sind sie!
- Schulze: Guten Tag, mein Herr, was wünschen Sie?
- Cervus: Ich wünsche, daß Sie mir behilflich sind, das ist Ihre Pflicht als Bürgermeister.
- Schulze: Ich bin nicht Bürgermeister.
- Cervus: Das ist mir partout egal. Warum ist kein Bürgermeister hier. Kyritz hat drei Bürgermeister. Ich habe nicht nötig, einen Bürgermeister zu suchen. Ich reise im Auftrag Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen. Jede preußische Amtsstelle hat mir zu geben secours, hat mich zu schützen, hat zu erfüllen alle meine Wünsche. Das ist persönliche Ordre Seiner Majestät des Kaisers.
- Belitz: Dann will ich man gehen. Tschüs, Herr Kämmerer.

- Schulze: Nein, bleibe er, Belitz, ich muß ihm noch eine Quittung geben. *(zu Cervus)* Mein Herr, ich bitte Sie . . .
- Cervus: Ich wünsche nicht in einem Gasthause zu logieren. Die Gasthäuser in Kyritz sind dreckig. Ich wünsche in einem renomierten Hause zu logieren. In einem Hause, wo man einen Kommissionär Seiner Majestät aufzunehmen versteht. Ich wünsche eine deliçiose Bewirtung.
- v. Bärwald: *(kommt in freudiger Erregung herein)* Guten Rapport, mein lieber Schulze. Sie sind da! Ein Wachtmeister und 30 Mann vom Regiment von Blücher. *(er bemerkt den Fremden)* Entschuldigen Sie, mein Herr, ich falle hier ein wie Ziethen, aber Sie werden verstehen, daß das Herz eines alten preußischen Offziers höher schlägt, wenn er wieder preußische Soldaten in der Stadt sieht.
- Cervus: Das sind Marodeurs, mein Herr. Es gibt keine preußischen Soldaten mehr. Die Armee des Königs von Preußen ist desarmiert.
- v. Bärwald: So blicken Sie aus dem Fenster, mein Herr, und überzeugen Sie sich, daß es noch Preußen gibt. Ich nehme an, Sie kennen preußische Husarenuniformen.
- Cervus: Die sind gestohlen. Alles, was die preußische Armee besaß, jedes Bajonett, jede Kanone, jeder Gamaschenknopf, gehört dem Kaiser.
- v. Bärwald: Ich vermutete in Ihnen einen preußischen Patrioten. Ich sehe, ich habe mich getäuscht, Monsieur.
- Schulze: Herr Major, der Herr reist im Auftrage der französischen Armee.
- v. Bärwald: In welcher Mission, wenn ich fragen darf?
- Cervus: Ich will einkaufen, Stroh und Heu und Vieh . . .
- v. Bärwald: Damit die Herrn Messieurs nicht zu hungern und zu frieren brauchen. Ein sauberes Geschäft für einen Untertan des Königs von Preußen.
- Schulze: Bitte, Herr Major . . .
- Cervus: Oh, lassen Sie Herrn Major ruhig sagen seine Meinung. Ich werde ihm die meine ebenfalls sagen. Mache ich die Kriege, oder machen die Herrn Fürsten die Kriege? Bitte? Die Fürsten machen die Kriege, das ist ihr Geschäft und mein Geschäft ist, Getreide und Fleisch für die Soldaten und Stroh und Hafer für die Pferde zu kaufen. Soll die arme Kreatur verhungern? Gestern hat der König von Preußen bestellt, und ich habe gekauft, heute bestellt der Kaiser Napoleon, und ich kaufe, und ich werde kaufen, wenn morgen bestellt der Zar aller Reußen. Kann ich dafür, daß der Kaiser ein größerer Feldherr ist, als der König von Preußen und seine Generäle? Bitte, Herr Major, warum sind Sie nicht aufs Pferd gestiegen und haben gesiegt bei Auerstädt über den Kaiser? Er braucht alte Majore für seine jungen Generale, sagte er. Warum nehmen Sie nicht Dienste bei Napoleon, um zu siegen mit ihm?

- v. Bärwald: *(wütend)* Ich müßte ein Hundsfott sein!
- Cervus: Oh, sagen Sie nicht so. Ihr großer König hat gesagt, er könne keinen Offizier brauchen ohne „fortune“. Nun, ein Offizier kann keinen König ohne Glück gebrauchen. Und das Glück ist bei dem Kaiser der Franzosen, ist bei Napoleon. Die deutschen Fürsten haben das erkannt. Sie nehmen Königskronen von ihm entgegen und kriechen ihm zu Fuß wie die Hundchen ihrem Herrn.
- v. Bärwald: Auch uns Preußen wird die Sonne wieder aufgehen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.
- Cervus: Dieser Wachtmeister mit seinen 30 Mann ist nicht der erste Strahl einer aufgehenden, er ist der letzte Strahl einer untergehenden Sonne.
(Bürgermeister Schrader kommt eilig herein)
- Schrader: Guten Abend, meine Herren.
- Schulze: *(zu Cervus)* Herr Bürgermeister Schrader, mein Herr.
- Cervus: Ich bin sehr unzufrieden mit Ihrem Kyritz. Ich werde der Intendanz Seiner Majestät meine Unzufriedenheit mitteilen.
- Schrader: Mit wem habe ich die Ehre?
- Cervus: Cervus, mein Name, Getreide und Futtermittel en gros.
- Schrader: Ah, Sie kommen im Auftrage von Monsieur Winnung?
- Cervus: Monsieur Winnung ist mein Compagnon. Bitte, ich will Stroh kaufen für die Große Armee. Warum verkaufen die Bauern in Kyritz kein Stroh, ich will für 1500 Taler Stroh kaufen.
- Schrader: Weil die Bauern nur wenig haben, mein Herr. Die Division Davout hat viel Stroh verkonsumieret, und ein Bauer denkt nicht zuletzt auch an sein eigenes Vieh.
- Cervus: Sagen Sie nicht, sagen Sie gar nichts, die Bauern haben.
- Schrader: Soviel mir bekannt ist, hat Monsieur Winnung Herrn Kersten eine Ordre gegeben und ein Aufgeld gezahlt. So wird Herr Kersten seine Lieferung wohl machen.
- Cervus: Zu wenig, viel zu wenig. Warum kauft dieser Kersten nicht für 1000, für 2000 Taler? Ich will es Ihnen sagen: Er will nicht! Er denkt wie alle hier in Kyritz, Soldaten von Major Schill sind schon in Teetz, sie werden nach Kyritz kommen, und er braucht nicht zu liefern für die Große Armee Seiner Majestät des Kaisers.
- v. Bärwald: Sie ist bereits da, mein Herr, die Avantgarde des Majors von Schill.
- Cervus: *(zu Schrader)* Sie werden diese Marodeurs durch Ihre Gendarme arretieren lassen!
- Schrader: Dazu sind unsere fünf Gendarme, die kaum bewaffnet sind, ohne Fähigkeit mein Herr. Der Magistrat ist völlig machtlos. Ich würde Ihnen raten, nicht in Kyritz zu bleiben mit Ihrem vielen Geld. Gehen Sie auf eine der Domänen, mein Herr, das scheint mir sicherer.

- Cervus: Nein, ich werde bleiben in Kyritz. Meinen Sie, ich fürchte diese Marodeurs? Sie sollten es wagen, mich zu inkommodieren. Nun, und wenn sie mich berauben, mein Comptoir hat so viel Geld, diese 1500 Taler, die ich bei mir trage, sind für uns ein *douceur*, ein Trinkgeld.
- Belitz: Mit Verlaub, Herr Bürgermeister, wenn der Herr ein Privatquartier sucht, kann er doch bei Kerstens wohnen.
- Schrader: Nun eben, da Sie doch Geschäfte haben mit Herrn Kersten, wird dies das Beste sein. Nehmen Sie den Herrn mit, Belitz. Ich wünsche angenehmen Aufenthalt in Kyritz, mein Herr.
- Schulze: Hier, Belitz, nehme er die Quittung für Herrn Kersten mit.
- Fischer: (*tritt schnell mit einigen Soldaten ins Zimmer*)
Guten Abend, meine Herren! (*Er sieht am Hute des Cervus die französische Kokarde*) Sie sind Franzose?
- Cervus: Nein, ich bin Preuße.
- Fischer: Sie tragen die französische Kokarde?
- Cervus: Ich stehe im Dienste Seiner Majestät des Kaisers Napoleon.
- Fischer: Sie kommen?
- Cervus: Aus Berlin . . . in Geschäften.
- Fischer: Welcher Art sind diese Geschäfte?
- Cervus: Ich will Stroh und Vieh kaufen für die Armee des Kaisers.
- Fischer: Ihr Name?
- Cervus: Cervus, kaiserlicher Kommissionär.
- Fischer: Mir ist, als hätte ich Sie schon vor dem Feldzug des öftern bei der Intendanz des Regiments von Blücher gesehen.
- Cervus: Ich habe für viele Regimente geliefert.
- Fischer: Damals trugen Sie allerdings noch keine französische Kokarde.
- Cervus: Was wollen Sie damit sagen?
- Fischer: (*ironisch*) Ich hoffe, Napoleon ist zufrieden mit Ihren Diensten.
- Cervus: Die Intendanz Seiner Majestät ist sehr zufrieden.
- Fischer: (*verächtlich*) Dann wünsche ich weiterhin gute Geschäfte und — *bon voyage*, Monsieur.
- Cervus: Merci. (*zu Belitz*) Komme er, bringe er mich zu diesem Kersten.
(*Cervus und Belitz verlassen das Zimmer*)
- Fischer: Ist einer der Bürgermeister dahier?
- Schrader: Ja, ich bin Bürgermeister — Justizdirektor Schrader.
- Fischer: Ich habe Ordre, die Uniformen des Regiments von Beeren, die der Regimentsschneider Metke zurückbehalten hat, zu beschlagnahmen. Desgleichen alle Effekten und Waffen der königlichen Armee, die sich noch in Kyritz befinden.
- Schrader: Es sollte Ihnen bekannt sein, daß alles, was der preußischen Armee zu eigen war, dem französischen Staate gehört und

- nach Perleberg abzuliefern ist. Haben Sie überhaupt eine Legitimation für Ihr Eindringen in die Stadt und für Ihre Maßnahmen?
- Fischer: Hier ist meine schriftliche Ordre. Ich erwarte, daß man mir keine Schwierigkeiten macht. *(Er holt ein zerknittertes Schriftstück aus seiner Säbeltasche)*
- Schrader: *(liest)* . . . die kommandierten Vorzeiger dieses, sind beauftragt, alle königlichen Armaturen und Effekten zu requirieren. Wer ihnen solche vorenthält oder verheimlicht, hat schwere Bestrafung zu gewärtigen. Gegeben zu Greifenberg, den 16. Februar cr. von Schill, kgl. preußischer Major.
Sehen Sie sich das mal an, Schulze. *(reicht ihm das Schreiben)*
- Schulze: Das Siegel ist lädiert. Man kann es nicht erkennen als ein königlich preußisches.
- Fischer: In Ihrem Schrankkasten hebt sich ein Siegel besser auf, als in einer Reitertasche.
- v. Bärwald: Lieber Direktor, ich meine, man muß den Mann unterstützen bei der Requisition der Effekten.
- Schrader: Herr Major, ich bitte, sich nicht in die Amtsgeschäfte des Magistrats zu mischen. Nicht Sie, Herr Major, sind für das Wohl und Wehe der Stadt verantwortlich, sondern wir.
- v. Bärwald: *(gekränkt)* So, na, wenn Sie den Rat eines erfahrenen Offiziers nicht brauchen, dann kann ich ja gehen. Adieu. *(er geht und besieht genau die an der Tür stehenden Soldaten. Als er Mängel an ihrer Uniform entdeckt, schüttelt er mißbilligend den Kopf und verläßt das Zimmer)*
- Schrader: *(zu Fischer)* Mir ist nichts davon bekannt, daß sich allhier noch dergleichen Sachen befinden. Ich sagte bereits, daß alles nach Perleberg abgeliefert werden mußte.
- Fischer: Nun, wenn Sie denn davon nichts wissen, ich werde bei dem Regimentsschneider Metke visitieren.
Die Herren vom Magistrat der preußischen Stadt Kyritz scheinen nicht sehr preußisch gesinnt zu sein.
- Schrader: Solche Anwürfe verbitte ich mir, Herr Wachtmeister.
- Fischer: Der freundliche Umgang mit diesem Französling, diesem Cervus, beweist es doch.
- Schrader: Herr Wachtmeister, das Wohl der Stadt verlangt, daß der Magistrat auch die unangenehmen Pflichten erfüllt. Wäre die preußische Armee nicht geschlagen worden, hätte die französische keine Gewalt über uns.
- Fischer: Ah, sieh mal einer an. Und das veranlaßte die Herren, zwei Estafetten zu dem französischen Kommandanten nach Perleberg zu schicken, daß er das liebe Kyritz vor preußischen Truppen in Schutz nähme. Das will ich Ihnen sagen, Herr Bürgermeister:
In kurzem wird mein Konmandeur mit einigen Tausend Mann hier einrücken, und dann werden wir unpreußische

Gesinnung auf das schrecklichste ahnden. Der König wird bald wieder in Berlin einziehen und in seinem Gefolge ein Bataillon von Scharfrichtern und eine Division von Schinderknechten, und die werden jedem den Kopf vor die Füße legen, der dem Herrn Empereur geholfen hat!

Denken Sie an mich, wenn Sie dran sind! Adieu, meine Herren!

(Fischer geht mit den Soldaten schnell ab, Schrader und Schulze sehen sich sprachlos an.)

(Fortsetzung folgt)

Anmerkung des Verfassers: Die Worte des Cervus, sein Comptoir habe Geld genug, und die letzten Sätze Fischers sind wörtlich überliefert.



6. Bild

Baldenius: Kersten, Sie hätten auch über die Mauer retirieren sollen!

Kersten: Ich lasse doch Frau und Kind nicht im Stich. Ich habe doch auch nichts getan.

Der Roland von Cumlosen

Ja, wir Cumloener hatten einen Roland. Von Generation zu Generation wurde seine Geschichte übertragen. Großvater und Großmutter erzählten sie dem Sohn, der Tochter, diese wieder dem Kinde — und so ging es weiter, Jahrhunderte hindurch, bis auf den heutigen Tag. Sogar in Bücher wurde sie übernommen. Der steinerne, bei uns wohl der hölzerne Ritter der Gerechtigkeit, der Marktgerechtigkeit, stand in unserem Dorfe. Es ist nicht mit Gewißheit auszumachen, wer den Roland hat aufstellen lassen, ob der Markgraf von Brandenburg selbst oder jenes Adelsgeschlecht, dem der Markgraf mit dem Ländchen Cumlosen die hohe Gerichtsbarkeit übertragen hatte. Lassen wir das auf sich beruhen, ich möchte hier erzählen, wie die Perleberger zu diesem Roland gekommen sein sollen, und zwar möchte ich sie so erzählen, wie sie bei uns, in der Sprache unserer Eltern und Voreltern, von Mund zu Mund geht.

Cumlosen is, wie jie weeten mütt'n, von früher her een Fischerdörp weßt. Spärerhen köm'n noch de Scheppers dato. Un ut de Fischer un de Scheppers sünd hüt de lütt'n Buern worrn. Poor Hoffstellen häd dat uck früher schon gäm'n, öwer de fall'n da noch nich so int Gewicht, denn da hemm'n de sick noch för dänn Odel schufft un awrackert. Noch üm dat Joar 1900 gew dat noch öwer twintich Fischer un an tein Fischerfru'n, so vertellt mie de öllst Fischer Wilhelm Bertelt ut uns Dörp. Fischt hemm'n se in de Tied bät no Lütkenwisch doal, un upwärmt hemm'n se sick ümmer im Krooch bie Mudder Högersch bie sön'n stiem'n Grog. Öwer ick will jo bie uns Fischerfru'n bliem'n. Dat licht schon wiet torüch. Schon poor hunnert Joar. Uns Fischwiewer han'n wierer nix to doon, as Dach för Dach de Fisch int Kiep no Perleberch to'n Markt schläp'n. Dat wär bestimmt nich einfach. Früh wenn't noch düster wär, treck'nt se los, un oabens erst köm'n se no Hus. Ob sommers orrer winters, ümmer wär'n poor ünnerwäg'ns. Jo, un ümmer wär'n se vergnöcht. Ob se üm Wiehnacht'n rüm de Quappen, un in de ersten Monat'n int Joar de gerökerten Schnäpel henschafft'n, ob se im Sommer de Brassens, de Boas, de Häkt orrer die Rookoal hennbröcht'n, se wär'n ümmer lustig un fidel. Ümmer treck'n se dänn Wäch öwer dänn Dewstiech, öwer Klingelapräch, ant Schafschwerts Hoff vorbie, int Silch dörch de Heid noah Perleberch. In Perleberch würr'n dänn die Fisch flott ümmsett. Un von dänn lang'n Wäch un dat Fischverköp'n wär'n de Fischwiewer so malot, dat se sick erst moal düchtig anreg'n mütt'n, — un dat mök dänn de Köm. Nu wär'n dat nich sönn'n lütt'n Finkennäpper wie hüt to Dochs, sönnern so gotliche half Pund Gläs. As nun uns Fischwiewer



*Die Fischerfamilie des Karl Herr in Cumlosen um 1900
(Aufnahme von einer Vergrößerung)*

so poor dolgluckert ha'n, daseen seh de Erd schon mütt äänner Oog'n an, -- un mütt dänn Kröger löt sick uck räd'n, denn de schreew an. As mütt dewiel de Nohmiddag ranköm, lot'n se fix noch de Korwflasch vull moak'n für de Cumloser Fischer, -- un dänn güng dat no Hus, ümmer de Heid wärrer dörch an den Dann'n un de Wachholder vörbie.

Toerst ha'n sick de Fischwiewer all ünnerärmelt, de Kiep up'n Rück'n, de Korwflasch dorin. De ant Siet güng'n han'n dänn Warfrock bät'n anhom'n, un all han'n de Been dänn noh links un eenmol no rechts schmät'n un sing'n dabie sowat wie „Grieskitteljung, Grieskitteljung, grieb mie de Därn . . .“. Öwer as se uns Dörp ümmer dichter köm'n, da köm schon mehr de Anschriewstimmung, -- da hör'n sick de Lierer schon an as „. . . warum weinst du holde Gärtnersfrau . . .“. So güng dat Joar för Joar, de Tofel wär bie dänn Kröger in Perleberch vull mütt Kried schrä'm'n, un as dat nich weniger würr, mellt dat de Kröger dänn Stadttrot. De Stadttrot köm noh Cumlosen un verlangt von de Fischer dat Geld för dänn Schluck. Uns Fischer weet'n nich, wat se säng'n soll'n, se schütteln mütt'n Kopp, dat de Orn schlackern, -- un mütt'n sick erst moal dolsett'n. Töv moal, dat kann nich sünd. Öwer de Perleberger bröcht'n glieks'n dänn Bewies. Nu

dräht'n uns Fischer blos noch mütt de Oog'n kiek'n, up de Fischwiewer to sehn sünd, — öwer de wär'n schon lang'n verschwunn'n. Nu het dat betol'n, un keen Penning int Hus. Jo, denn dänn Roland. Öwer da köm Läm'n in de Fischer. Wat uns Roland. Poor krepelten sick schon de Ärmel up, so dat de Perleberger vörtreckt'n, no Hus to goan. Öwer in'n een düster Nacht mütt'n bannigen Storm hemm'n se dänn uns'n Roland wechschläpt.

Öwer uns Fischwiewer han'n nu nix mehr to lachen, dänn dat se uns dänn ganz'n Roland versop'n hemm'n, han'n de Mannslüt hüt noch nich vergät'n. Un so kümmt dat hüt noch henn un wenn vör, wenn de oll'n un jung'n Cumloser Mannslüh an uns'n Roland torüchdenk'n, ut Groam dänn Köm mehr tospräk'n as nötig deit, so dat de Frunslüh är Wunner hemm'n. Un wer häd schuld.

Een oll'n Fischer häd moal sächt, as he an sien Schooltied torüchdacht un öwer de Fischwiewer vertelt worr'n is:

„Stroaf mütt sünd“, sä de Köster, da freet he de Kinner dat Bodderbrot up.



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

Abend im April

Liebe Redaktion!

In Deiner Februarheft schreibst Du, daß unsere Heimatzeitschrift durch die Mithilfe der Leser noch bunter und vielseitiger werden kann. Du hast darin vollkommen recht. Schließlich ist es ja unsere Heimatzeitschrift. Wir Leser sollten darum an der Ausgestaltung mithelfen. Ich schicke Dir heute einen Beitrag, der von der Arbeit und von den Arbeitern im RAW Wittenberge berichtet.

RAW Wittenberge - Klinik für Eisenbahnwagen!

Durch die Gebirgslandschaft der Sächsischen Schweiz braust der Vindobona-Expreß.

Zur gleichen Zeit bringt der Saßnitz-München-Expreß Reisende aus der Deutschen Demokratischen Republik zu ihren Verwandten nach Süddeutschland.

Währenddessen verläßt ein Doppelstockzug den Bahnhof in Wittenberge und bringt die Arbeiter aus den Großbetrieben in ihre Heimatorte, nach Glöwen und Bad Wilsnack.

Hinter einem kleinen Schweißertisch in der Doppelstockwagen-Abteilung des RAW Wittenberge sitzt Margot. Sie ist eifrig bei der Arbeit, denn sie hat noch viel zu tun. Da sind Regenrinnen und Lüfter zu schweißen, da müssen Rohre und Bleche abgebrannt werden. Viel Arbeit ist zu verrichten, bis der „Patient Doppelstockwagen“ wieder hergestellt ist. Patient Doppelstockwagen? Ja, man kann die Fahrzeuge mit Menschen vergleichen, die krank und gebrechlich den Arzt aufsuchen und nach einer Behandlung frisch und munter die Heilstätte verlassen.

So ist es auch mit den Personen-, Doppelstock- und Triebwagen. Nur hat hier der Arzt nicht einen weißen, sauberen Kittel an, sondern sieht in seinem blauen Schlosseranzug manchmal recht schmutzig aus. Und wieviele „Ärzte“ sind nötig, bevor ein Fahrzeug den Betrieb verläßt! Verfolgen wir einmal den Ablauf eines zur Ausbesserung kommenden Doppelstockwagens!

Ich könnte nun berichten, daß auf der einen Seite der Wagenhalle ein alter, verstaubter und total ausgebauter Wagen in die Arbeitsstätte gefahren wird und sie auf der anderen Seite sauber, neu und bequem eingerichtet, verläßt. So einfach ist es jedoch nicht!

Da sind die Kollegen, die alte Wandbekleidungen, Bänke und fast alles abmontieren, was nur irgendwie auszubauen geht.

Da sind die Schlosser, die die Türen wieder gangbar machen, neue Regenrinnen über den Fenstern anbringen, neue Bankgestelle einbauen und auf dem Wagendach neue Lüfterhauben aufschrauben.

Die Tischler sorgen für die Wandbekleidung, die dann von den Tapezierern neu tapeziert wird.

Zu erwähnen sind weiter die Elektriker, die Maler, die Glaser und die Putzfrauen.

Ja, so einfach ist es wirklich nicht, bis alles so ist, wie es sein soll! Natürlich werden nicht alle Fahrzeuge so neu eingerichtet. Bei anderen Wagen werden nur während der Fahrt eingetretene Fehler beseitigt. Das geschilderte Beispiel zeigt aber, daß oft sehr viel Arbeit an einem Fahrzeug nötig ist.

Manchmal hat man auch Ärger bei der Arbeit, wenn z. B. etwas nicht klappen will. Die Freude ist dann um so größer, wenn der Wagen als fertiges, kleines Schmuckstück vor einem steht.

Das RAW Wittenberge ist auch die ‚Klinik‘ unserer internationalen Schnelltriebwagen. Von hier traten viele Fahrzeuge ihre erste große Fahrt an. Seit einem Jahr befährt der Vindobona-Expreß nun schon die Strecke Berlin—Prag—Wien. Während dieser Zeit traten an dem Fahrzeug einige Kinderkrankheiten und Mängel in Erscheinung. Doch die Werktätigen des RAW Wittenberge beseitigten diese immer schnell und reibungslos, obwohl es nicht immer ganz einfach war.

Das RAW Wittenberge ist auch die Heimat eines Kühlzuges, der uns ständig aus den befreundeten Volksdemokratien und der Sowjetunion frisches Obst, Gemüse und Fleisch holt. Die Arbeiter sind immer ein bißchen stolz darauf, wenn der Zug nach einer langen Reise für einige Tage zu Hause, d. h. im Betrieb ist. In unserer Republik gibt es z. B. noch nicht sehr viele Kühlzüge. Eine ganze Menge wissen die Kollegen, die den Zug ständig begleiten, zu erzählen. Von den schönen Gebäuden und Grünanlagen in Dimitroffgrad (Bulgarien), von der Fahrt über den Balkan, wo vier Lokomotiven den Zug über eine Höhe von 1500 m bringen müssen u. a. Täglich kommen neue Fahrzeuge zur Reparatur in das RAW, und täglich werden neue Doppelstock-, Personen- oder Triebwagen fertiggestellt.

Die Kolleginnen und Kollegen sind mit Lust und Liebe bei der Arbeit. Sie überlegen auch, wie man Material einsparen und den Arbeitsablauf vereinfachen kann. So wurden im vergangenen Jahr 336 Verbesserungsvorschläge eingereicht. Davon konnten 226 realisiert werden. Der volkswirtschaftliche Nutzen beträgt insgesamt 286 623 DM.

Die Arbeiter wissen, daß durch ihre Einsparungen, durch ihre Verbesserungsvorschläge unser aller Leben besser wird.

Es ist gleichzeitig ihr Dank an unsere Regierung, an unseren Staat, für die Hilfe und Unterstützung, die er ihnen gewährt. So haben alle Kolleginnen die Möglichkeit, sich durch Qualifizierung am Arbeitsplatz und durch Schulungen in leitende Stellungen des Betriebes einsetzen zu lassen. Ein Blick in den Frauenförderungsplan beweist die Sorge um unsere Kolleginnen und die Hilfe. Da liest man, daß Umbesetzungen von Arbeiterinnen nicht ohne Absprache mit dem Frauenausschuß geschehen können, daß ständig ärztliche Untersuchungen stattfinden, daß zur Qualifizierung zurückgebliebener Kolleginnen Paten gewonnen werden sollen, und vieles mehr. Ob so etwas in westdeutschen Betrieben möglich wäre?

Die Sorge um den Menschen wurde im RAW Wittenberge Wirklichkeit! Gleiche Unterstützung und Hilfe läßt man allen Kollegen, besonders der Jugend angedeihen.

Wenn man das alles weiß, dann kann man erst verstehen, warum die Arbeiter täglich große Taten bei ihrer Arbeit vollbringen.

Gute Arbeit leisten, das ist das Hauptanliegen der Frauen und Männer vom RAW Wittenberge, des Betriebes, der in der Ausbesserung seiner Personen- und Triebwagen im Republikmaßstab an erster Stelle steht. An diesem Erfolg hat Margot ebenso Anteil wie ihr männlicher Kollege nebenan.

Der Vindobona-Expresß hat die goldene Stadt Prag erreicht, und während der Doppelstockzug die Arbeiter aus den Wittenberger Großbetrieben längst in ihre Heimatorte gebracht hat, nähert sich auch der Saßnitz-München-Expresß seinem Reiseziel.

Nicht nur diese drei Züge, sondern viele andere Eisenbahnfahrzeuge künden im In- und Ausland vom Fleiß und der Qualitätsarbeit der Arbeiter unserer Republik, vom Fleiß auch der Kollegen aus dem RAW Wittenberge!

Mit dem Versprechen, Dir auch in Zukunft öfter einen Bericht zu schreiben, sendet Dir freundliche Grüße

Willi Ulrich



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

Bad Wilsnack, Blick zur Wunderblut-Kirche

Sitten und Gebräuche bei einer Prignitzer Bauernhochzeit um die Jahrhundertwende

Schon bei den Vorbereitungen zu einer Bauernhochzeit gab es allerlei zu bedenken, weil an einer solchen Feier 350 bis 400 Personen teilnahmen. Da die örtlichen Gastwirtschaften dafür nicht ausreichten, soviel Personen zu fassen, wurde entweder auf einer großen Scheunendiele oder in einem Luftsaal gefeiert. Das war ein großes Zelt, eine Art Bierzelt, wie es heute noch bei Schützenfesten üblich ist. Voraussetzung einer Hochzeitsfeier war also, daß sich die Eltern des jungen Paares, welche ja die Hochzeit ausrichteten, rechtzeitig ein solches Zelt sicherten.

Der Hochzeitstag selbst wurde auf einen Freitag bei zunehmendem Mond festgelegt. Daher der Ausdruck für „Hochzeitmachen“ „se freihn“. Vier Wochen vor dem festgesetzten Termin kamen dann die beiderseitigen Eltern zusammen und besprachen alles Notwendige. Die Hochzeit wurde „affznackt“. Es wurde über die Mitgift gesprochen, „dat Inbrängels“. Es wurde die Verwandtschaft bis ins 4. Glied durchgesprochen, und man einigte sich darüber, „wäcker loit wärn sölln“. Reichte der Kreis der geladenen Gäste sehr weit, so sprach der Volksmund: „Krück unn Ohmstoaken sünd loit“! An diesem Tag wurde auch die Zahl der Anrichter durchgesprochen. Ihre Auswahl erfolgte sehr sorgfältig, damit auch ja niemand übersehen wurde. Die Anrichter, d. h., die Leute, welche die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten zu erledigen hatten, waren meistens Bauern und Bäuerinnen, die ungefähr im gleichen Alter der beiderseitigen Eltern des jungen Paares stehenden Nachbarn, Freunde und Bekannte. Sie wurden bezeichnet als „Upwohrärs“. Außer diesen ehrenamtlichen Helfern gab es noch eine Reihe bezahlter Kräfte. Dazu gehörten die Köchin (Kööksch), die Abwaschfrauen (meistens drei), die Wirtschaftler (welche an diesen Tagen das Vieh besorgen mußten, denn das ständige Personal des Hofes war in den Hochzeitstagen „müt an“), die Bierzapfer, der Einheizer („Inböther“). Letzterer ist der Mann, der dauernd den Backofen heizen mußte. Ferner wurde festgelegt, wer die beiden „Hochtiednbittärs“ (Braut-

diener) werden sollten und „Brutdeerns“ (Brautmädchen), die Reihenfolge, wie „bitt“ werden sollte, wer zu „Polterabend loin wärn soll“ und „wer an Brutdisch keem“.

Weiter wurde durchgesprochen, wer bei wem „utspann süll“.

Die Bauern der nahen und weiten Umgebung kamen bis 30 km Entfernung zur Hochzeit mit dem Kutschwagen. 14 Tage vor der Hochzeit setzten sich dann die „Hochtidenbitters“ in Bewegung. Die Krückstöcke der beiden waren mit roten Bändern geziert, und außerdem trugen sie auf der Schulter eine rote Schleife, der Vertreter der Braut auf der rechten und der des Bräutigams auf der linken Schulter. Diese beiden gingen von Dorf zu Dorf und luden die Gäste persönlich ein. Hierbei wurden oft selbstgereimte Sprüche aufgesagt. Die Eingeladenen bewirteten die beiden reichlich mit Speis und Trank und gaben ihnen dann noch einen Zehrpfennig auf den Weg, der meistens einen Taler betrug. Bei den großen Entfernungen kam es oft vor, daß die beiden fast eine ganze Woche unterwegs waren. Einladungen durch die Post kamen nur für große Entfernungen in Frage. „De Buer will persönlich loit sind“. Ungefähr 10 Tage vor der Hochzeit wanderte dann die Aussteuer in das Hochzeitshaus, wobei zwei große Koffer nicht fehlen durften, „ener mütt Linn un ener mütt sülwstgewäfte Säck“. „Hundert Säck mütt Band un Nohm“ waren keine Seltenheit.

Die Hochzeit selbst dauerte rund eine Woche. Sie begann am Montag und endete meistens am Sonntag. Am Montag wurde der Luftsaal in gegenseitiger Hilfe herangefahren und der „Upwohrekoken backt“, gleichzeitig der „Krummstut'n“ (ein sichelförmiges Gebäck in Stollengröße). Am Dienstag wurde geschlachtet und Wurst gemacht, in der Regel ein Rind von 10 bis 12 Zentnern, zwei Kälber von je 2 Zentnern, 3 Schweine von 2 Zentnern. An diesem Tage wurde auch der Luftsaal aufgestellt. Am Mittwoch wurde groß gebacken, ungefähr 100 Blechkuchen, 50 Napfkuchen und 50 Stuten (Weißbrot). Gleichzeitig wurde am Mittwoch das Geschirr zusammengeholt und der Luftsaal mit Sitzgelegenheiten versehen. Am Donnerstag wurden die Hühner geschlachtet zu Frikassee, das mußte bis Mittag fertig sein, denn am Nachmittag begannen schon die Feierlichkeiten. Zum Festschmaus trug jede Wirtschaft bei: 1 Pfund Butter, 10 Eier, 5 Liter Milch oder $\frac{1}{2}$ Liter Sahne und 1 fettes Suppenhuhn. Diese Dinge wurden an den entsprechenden Tagen ins Hochzeitshaus geschickt. Die Überbringer, meistens junge Mädchen, wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Beim Schlachten des Geflügels wurde es so eingerichtet, daß ein Hahn wegflog. Dieser brachte neues Glück auf den Hof.

Am Donnerstag vormittag schmückten Brautdiener und Brautmädchen mit Girlanden und Blumen die Brautkutsche. Die sauber geputzten Kutschsien wurden mit roten Bändern geschmückt, bevor sie den geschonten und tagelang geputzten Brautpferden aufgelegt wurden. Am Donnerstag um 14 Uhr war dann alles zur Brautfahrt nach dem Standesamt vorbereitet.

Die beiden Brautmädchen nahmen hinten in der Brautkutsche Platz, und einer der Brautdiener saß vorn bei dem Bräutigam, der selbst die Pferde lenkte, und dann ging es in schneidigem Trab vor das Elternhaus der Braut, welches inzwischen mit Girlanden geschmückt war. Der Bräutigam und die Brautmädchen begaben sich in das Haus der Brauteltern, während der Brautdiener die Pferde übernahm. Im Haus der Braut gab es dann noch ein Abschiedsessen im kleinen Kreis (wer kennt die plattdeutsche Bezeichnung dafür?). Inzwischen stellten sich auf der Dorfstraße die „Brutznöräs“ auf, Kinder und Erwachsene mit kleinen Stöcken, an die sie bunte Bänder gebunden hatten.

Nach ungefähr einer halben Stunde führte der junge Bräutigam die Braut an den Kutschwagen; sie nahm hinten bei den Brautjungfern, und zwar rechts sitzend, Platz, während der Bräutigam vorne aufstieg und wieder die Pferde übernahm. Dann ging es unter Peitschenknallen in schneidigem Trab die Dorfstraße entlang durch die Gasse der „Snöräs“, die eifrig mit ihren Fähpchen winkten. Die Braut und die Brautmädchen warfen nach beiden Seiten Bonbons, Gebäck und Dörrobst aus. Die Braut warf auch in buntes Papier gewickelte kleine Geldstücke (Brutsecksärs) aus. Weil die Braut rechts saß, wollte beim „snörn“ jeder auf der Straße rechts stehen. (Die Sitte, Seile über die Straße zu spannen, so daß sich die Brautleute mit Alkohol freikaufen mußten, kam erst später auf). Als Zeugen auf dem Standesamt nahmen meistens die Väter des jungen Paares, welche in einem zweiten Wagen hinterherfuhren, teil. Bei der Rückkehr vom Standesamt wurde das junge Paar von dem „Upwohrer Stab“, meistens ca. 30 Personen, welche sich inzwischen eine weiße Schürze vorgebunden hatten, herzlich begrüßt. Erwähnt muß noch werden, daß in den Tagen von Montag bis Donnerstag mittag alle „Upwohrer“ in blauen Schürzen herum liefen (aus Leinen). Abends gab es dann ein Essen für einen kleinen Kreis geladener Gäste, und gegen 20 Uhr begab sich dann alles in den Luftsaal zur eigentlichen Polterabendfeier. Die jungen Burschen polterten, die Mädchen brachten die Geschenke, wobei sie zum Teil Gedichte humorvoller Art aufsagten.

Letztere bekamen Kaffee und Kuchen, erstere Branntwein, Braunbier und Krummstut'n. Die Feier wurde nicht lange ausgedehnt, um 10 Uhr war meistens Schluß, damit das junge Paar und alle anderen Beteiligten die nötige Nachtruhe bekamen. Die Braut wurde in Begleitung ihrer Mutter und der beiden Brautmädchen wieder in ihr Elternhaus gebracht.

Fortsetzung folgt



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

Feldweg nach Rosenhagen

Anekdoten aus dem alten Lenzen

Aufgezeichnet von Bernhard Sauer

I.

August Klappenbach (allgemein Onkel August genannt) hatte zwei Schwestern. Die eine schwärmte für Schiller, die andere für Goethe. Der alte Ackerbürger Klappenbach hatte eine Fuhre Dung aufgeladen, während seine Töchter Gedichte von Goethe und Schiller lasen. Da von seinen Söhnen zufällig keiner anwesend war, ging er in die Stube zu seinen Töchtern und fragte: „Wekker schüft mi nu den Meßwogen rut, Schiller oder Goethe?“

Diese Redewendung wurde in der Nachbarschaft schnell bekannt. Etliche Wochen später war der hundertjährige Todestag Schillers, und alle Zeitungen waren mit Bildern und Artikeln über Schiller angefüllt. Davon hörte auch der kleine fünfjährige Fritz Siebert, und er fragte seine Mutter: „Mutter, Schiller — dat is doch de Kerl, de den Meßwogen noschüft?“

II.

Aus dem Munde meiner Mutter hörte ich, daß ihre Großmutter Siens, deren Mann Fährmeister bei der alten Lenzener Fährre gegenüber Schnakenburg war, öfter folgende dramatische Begebenheit erzählt hat:

Die Postkutschen von Magdeburg nach Schwerin benutzten immer die

Lenzener Fähre, denn Eisenbahnen gab es noch nicht und auch keine Elbbrücke auf der ganzen Strecke zwischen Magdeburg und Hamburg. Nach einem strengen Winter war das Eis auf der Elbe im Tauen begriffen. Trotz Warnung fuhr ein Postillion auf das Eis. Plötzlich setzte sich dieses in Bewegung, und der Postillion konnte mit der Postkutsche das rettende Ufer nicht mehr erreichen. Sie trieben auf einer Eisscholle elbabwärts, und der Postillion blies in seiner Not den Choral: Aus tiefer Not schrei ich zu dir. Bei Mödlich soll er mit der Postkutsche und den Passagieren versunken sein.

III.

Der Bauer Lüdke aus Mödlich war ein Spaßvogel. Eines Abends hatte er bis nach Mitternacht im „Goldenen Stern“ gekneipt. Als er über die Seetorbrücke ging, riß ihm der Novembersturm die Mütze vom Kopf, und sie fiel ins Wasser. Ohne Kopfbedeckung konnte er mit seiner Glatze ohne Gefahr einer Erkältung nicht den Heimweg antreten. Rasch entschlossen ging er zur Apotheke und läutete die Nachtglocke. Eilig kam Herr Apotheker Riege, mit Schlafrock und Zipfelmütze bekleidet, und fragte: „Aber lieber Herr Lüdke, was ist bei Ihnen passiert und welcher Arznei bedürfen Sie?“ „Ich möchte ein Mittel gegen Erkältung“ — gleichzeitig riß er dem überraschten Apotheker die Mütze vom Kopfe und stürzte davon. Am Tage darauf schickte Lüdke dem Apotheker vier neue Nachtmützen mit bestem Dank für die vorbeugende Arznei.

IV.

Gastwirt Ohnesorge in der Berliner Straße hatte eine Fuhre Lehm zum Ofensetzen anfahren und vor dem Hause abladen lassen. Als um 10 Uhr der Nachtwächter seine Runde machte und das Haus des Gastwirts Ohnesorge passierte, ließ er seine Knarre ertönen und rief: „Hört Ihr Leut und laßt Euch sagen, die Uhr hat zehn geschlagen — öwer den verdammten Lehm brickt man sich noch Hals un Been — lobt Gott den Herrn . . .“

V.

Auf dem Lenzener Jahrmarkt war auch ein Kaspertheater auf der Marktseite vom Hotel „Deutsches Haus“ aufgestellt. Als einmal Kasper, auch Putscherneller genannt, renommierte, daß er ein flinker Kerl sei und hinzufügte, er stamme auch aus Nausdorf, wo es bekanntlich lauter fixe Kerle gäbe, rief eine ländliche Schöne erstaunt: „Da bün ick jo ok her.“ Kasper benutzte natürlich die Gelegenheit, das naive Mädchen nach den interessantesten Angelegenheiten ihres gemeinsamen Geburtsortes auszufragen, worauf das treuherzige Mädchen, ganz in dem Glauben, mit einem Landsmann zu schnacken, redlich Antwort gab, bis das schallende Gelächter der Umstehenden sie endlich erkennen ließ, daß es nur auf eine Fopperei abgesehen sei. Worauf sie unter Schelten auf den ollen dämlichen Putschernellerknecht entflo.

Das Heft enthält:

	Seite
Grundaufgaben des Deutschen Kulturbundes	97
Adolf Tesch: 10 Jahre Arbeitsgemeinschaft Philatelie Wittenberge	101
Ernst Stadtkus: Bunte Ostereier (Gedicht)	108
Ernst Stadtkus: Das Spruhei	109
Will Anders: Saat des Sturmes (Fortsetzung)	111
Willi Westermann: Der Roland von Cumlosen	118
Willi Ulrich: RAW Wittenberge — Klinik für Eisenbahnwagen	121
F. Wienke: Sitten und Gebräuche bei einer Prignitzer Bauernhochzeit um die Jahrhundertwende	124
Bernhard Sauer: Anekdoten aus dem alten Lenzen	127

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: Kurt Fischer, Kyritz, Maxim-Gorki-Straße 15

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: „Märzsonne im Wittenberger Hafen“ . Aufn. E. Grandke, Wittenberge,
Preisträger des Fotowettbewerbes April

Aprilheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Deutschen Kulturbundes und von den Räten der Kreise Perleberg,
Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 197-58 - 274



Aufn.: Ch. Walter, Perleberg

Blick vom Weinberg auf Perleberg